

Stefan Willer, *Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik*. Akademie Verlag, Berlin 2003. XII/324 S., € 49,80.

Die vorliegende Dissertation, im Frühjahr 2001 in Münster verteidigt, stellt sich ein ehrgeiziges Ziel. Sie will als „dezidiert poetologisch verfahrenende Wissensgeschichte“ (S. IX) das „romantische Wissen über Sprache“ systematisch aufarbeiten und dabei eine Forschungslücke schließen, die in der Einleitung konstatiert wird. Dort heißt es: „Jenseits von Sprachphilosophie, Geschichte der Nationalphilologie und der Untersuchung der Sprachästhetik literarischer Texte gibt es bislang kaum Ansätze einer systematischen Aufarbeitung des spekulativen Sprachdenkens der Romantik, wie es in besonderer Weise von der Theorie und Praxis der Etymologie repräsentiert wird“ (ebd.). Mit diesem Vorhaben widmet sich der Autor einem Gegenstandsbereich, der schon von Ernst Behler als „virtually unknown“¹ beschrieben wurde und dessen besondere Problematik aus den nicht selten nur fragmentarischen, nur schwer auf eine einheitliche Vorstellung zu beziehenden Äußerungen der rege produzierenden Akteure erwächst. Im Fall der Etymologie kommt eine weitere Schwierigkeit hinzu: Seit August Wilhelm Schlegels scharfer Kritik am ersten Band der *Altdeutschen Wälder*, die 1815 in den *Heidelbergischen Jahrbüchern* erschien und sich nicht zuletzt gegen Jacob Grimms „Etymologisierungskunst“ (Gunhild Ginschel) richtete, war die romantische Suche nach dem wahrsten Sinn der Wörter nachhaltig diskreditiert. Und auch wenn Schlegels Kritik und die Reaktion Jacob Grimms nicht jenen trennscharfen Schnitt zwischen mythischer Prähistorie und wissenschaftlicher Diszipliniertheit bedeuteten, zu dem sie in retro-

¹ Ernst Behler, *German Romantic Literary Theory*. Cambridge 1993, S. 263. Hier heißt es über die romantische Sprachtheorie: „[...] it has never been methodically investigated, or made the focus of concerted research“ (ebd.). In der Diagnose einer fehlenden Gesamtdarstellung der romantischen Sprach- und Literaturtheorie mag diese globale Aussage zutreffen; Detailuntersuchungen liegen jedoch vor und reichen von Heinrich Fautecks erhellender Dissertation *Die Sprachtheorie Friedrich von Hardenbergs* (Berlin 1940) über Heinrich Nüsses Studie *Die Sprachtheorie Friedrich Schlegels* (Heidelberg 1962) und René Welleks Aufriß von August Wilhelm Schlegels Sprachtheorie in seiner *History of Modern Criticism (Geschichte der Literaturkritik 1750–1830)*. Darmstadt u. a. 1959, S. 297–306) bis zu den jüngsten Explorationen zur Bedeutung der Rhetorik um 1800 (exemplarisch Peter D. Krause [Hg.], *Rhetorik um 1800*. Tübingen 2001). Eine Gesamtdarstellung des romantischen Sprachdenkens lieferte schon in den 1920er Jahren die Dissertation von Eva Fiesel *Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik* (Tübingen 1927); an diese Vorleistung schlossen in den 1930er Jahren mehrere Arbeiten von Friedrich Kainz an: „Die Sprachpsychologie in der deutschen Romantik“. In: *Zeitschrift für Psychologie* 143 (1938), S. 317–390; „Die Sprachästhetik der deutschen Frühromantiker“. In: *Aurora* 7 (1937), S. 116–127; „Die Sprachästhetik der jüngeren Romantik“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 16 (1938), S. 219–257.

spektiven Darstellungen stilisiert wurden,² können die Folgen dieser Intervention nicht überschätzt werden. Kein geringerer als Wilhelm Scherer hat in seiner Biographie Jacob Grimms die zwischen 1810 und 1815 unternommenen Forschungen zum Verhältnis von Sprache und Mythos mit ihren oftmals schwindelerregenden Spekulationen endgültig ad acta gelegt, indem er die 1815 veröffentlichten Arbeiten *Von der Poesie im Recht* sowie *Irmenstraße und Irmensäule* als „etymologische Dithyramben“ disqualifizierte.³

Die Ansprüche an eine Rekonstruktion der „Poetik der Etymologie“ sind also hoch gesteckt; zumal wenn der Nebentitel Aufklärung über „Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik“ verheißt. Zum einen ist die Spezifik etymologischen Wissens zu bestimmen und historisch zumindest so weit auszuzeichnen, daß der neuartige beziehungsweise besondere Charakter dieses Sprachdenkens in der „Romantik“ sichtbar gemacht werden könnte. Zum anderen sind die zahlreichen und oftmals heterogenen Äußerungen von „Romantikern“ in konsistente und systematisch auswertbare Formen zu überführen. Und nicht zuletzt bedarf es der wissenschaftshistorischen Rekonstruktion jener Kontexte und Bedingungen, die zu einer signifikanten Attraktion wie zum ebenso sichtbaren Bedeutungsverfall der Etymologie in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts führten.

Diesen Aufgaben widmet sich Willers Monographie in sechs Kapiteln und einem Exkurs. Das knapp gehaltene erste Kapitel („Perspektiven der Etymologie“) unterrichtet über die Begrifflichkeit und das Erkenntnisinteresse der Etymologie und führt hier ebenso pointiert wie konzise die Probleme eines begrifflichen Feldes ein, das als „Sprachursprungstheorie in Performanz“ (S. 2) bezeichnet wird. Etymologische Verfahren zentrierten die „Ähnlichkeit“ der in Beziehung gesetzten Wörter und legten einen evidenten Zusammenhang nahe, der als solcher hinzunehmen sei. Zugleich aber erscheint Etymologie als „Konstruktionsfigur“: Die wörtlich aufgefaßte Sprache werde in „unabsehbar viele Elemente zersprengt“ und durch die „Figur der Ähnlichkeit“ frei kombinierbar, indem Ähnlichkeiten überall und ohne Rücksicht auf strukturelle oder idiomatische Grenzen wahrgenommen werden könnten (S. 4). Das so entstehende und auf der „Herstellung von Ähnlichkeiten“ beruhende Konzept von Sprache sei „nicht statisch, sondern metamorphotisch“ (ebd.). Wie das nach Gérard Genette als „mimologisch“ bezeichnete Konzept einer nicht arbiträren, sondern wesenhaften und natürlichen Verbindung zwischen Worten und Sachen (auf dem auch Verfahren der Magie beruhen) bildet das Verständnis der Etymologie als konstruktiver Schrittfolge der Auflösung und Rekombination eine wesentliche Voraussetzung, um eine spätere Rekonstruktion adäquat leisten zu können – denn völlig zu Recht betont Willer schon an dieser Stelle, daß auch mit diesen Extremformen eines Sprachdenkens der Ähnlichkeit zu rechnen ist und eine „einsinnige“ Verpflichtung auf eine moderne oder rationale Sicht der Sprache den Gegenstand verfehlen müßte (S. 6).

Nach einer Darstellung der historischen Entwicklung etymologischen Sprachdenkens im zweiten Kapitel („Theorie und Praxis der Etymologie bis 1800“) nimmt das dritte Kapitel den eigentlichen Gegenstand ins Visier. „Zum Stellenwert der Etymologie um 1800“ überschrieben, führt es die Chiffre „1800“ ein, mit der die „Emphase des epochalen Bruchs ins Spiel kommt“ (S. X). Untersucht werden soll der „Stellenwert des hier rekonstruierten etymologischen Wissens in dieser epochalen Verwerfung“ – obgleich der Autor deutlich einschränkend hinzufügt: „wenn es sich denn um eine solche handelt“ (ebd.). Denn der Durchgang durch die neuen etymologischen Einsätze kann zeigen, daß es zwar mit der Entdeckung des Sanskrit eine bedeutsame Gegenstandserweiterung gab, die vollmundige Rede vom epistemischen Bruch aber zu relativieren ist. Gegen Foucaults These von den „neuen Empirizitäten“ um 1800 betont Willer das „nach wie vor spekulative Potential romantischer Etymologie“, das sich „gerade aus dem empirischen Zuwachs an Sprachkenntnissen“ speise (S. 81). Und gegen die Herausstellung eines diskontinuier-

² So bei Rudolf von Raumer, *Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland*. München 1870, S. 452ff.; Hermann Paul, „Geschichte der germanischen Philologie“. In: ders. (Hg.), *Grundriss der germanischen Philologie*. 2., verbesserte und vermehrte Aufl. Bd. 1. Straßburg 1901, S. 9–158, hier S. 74ff.

³ Wilhelm Scherer, *Jacob Grimm*. Neudruck der 2. Aufl. mit Beigaben aus der ersten Auflage und Scherers Rede auf Jacob Grimm, besorgt von Sigrid von der Schulenburg. (Der Domschatz 9) Berlin 1921, S. 128.

lichen Bruchs (in der Entwicklung des Sprachdenkens wie zwischen Philologie und Literatur) beschreibt Willer die „romantische Etymologie“ als „intermittierende[n] Diskurs, der auf einer Dialektik von Kontinuität und Transformation des hergebrachten Wissens über Sprache beruht“ und von romantischer Literatur und Ästhetik „gerade nicht abgesondert“ ist (S. 82). Um diese Kontinuitätslinien einer „Spekulativität der Empirie“ (S. 86) aufzuzeigen, werden drei „Entwürfe“ aufgefächert: 1. die widerspruchreiche Konzeptualisierung einer Philologie als divinatorische Buchstabenwissenschaft und als historische Mikrologie bei Friedrich von Hardenberg und Friedrich Schlegel; 2. die strukturelle Orientierung des Sprachwissens in Friedrich Schlegels Buch *Über die Sprache und Weisheit der Indier* von 1808; 3. die spekulativen Überlegungen zu einer offenbaren Sprache, die von Novalis bis Gotthilf Heinrich Schubert verfolgt wurde. Die Ausführungen zu diesen „Entwürfen“ weisen jedoch unterschiedliche Qualität auf. Denn unter Heranziehung unterschiedlicher und sich zum Teil ausschließender Bestimmungen in den Notaten Friedrich Schlegels kann Willer zwar eindrucksvoll belegen, daß sich in den frühromantischen Philologieentwürfen „kein gesicherter epistemologischer Stellenwert der Etymologie heraus-[bildet]“ (S. 90). Zugleich aber finden sich Folgerungen, die dem Rezensenten schlichtweg unverständlich blieben, so etwa wenn es nach vier nacheinander abgedruckten Fragmenten über Philologie (Nr. 550, 571, 589, 599) aus Friedrich von Hardenbergs *Materialien zur Enzyklopädistik* umstandslos heißt: „Die somit angedeutete durchgreifende Versprachlichung allen Wissens in der kombinatorischen Instrumentierung von Ideen birgt einen potentiellen Entzug der Idealität dieser Ideen selbst“ (S. 92). In Friedrich Schlegels *Indier*-Buch von 1808 hebt Willer zu Recht die Skepsis gegen „alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien“ hervor, denen man nach Schlegel „zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich, d. h. durchaus historisch betrachten will“.⁴ Doch ist er im Irrtum, wenn er Schlegels „epochale Formulierung“ von der „innre[n] Struktur der Sprachen“⁵ als den Satz herausstellt, „der den Begriff der Struktur in die Grammatik einführt“ (S. 94). Von der Struktur der lateinischen Sprache und ihrer Grammatik ist bereits 1524 in Thomas Linacres *De emendata structura Latini sermonis libri sex* die Rede. Zugleich kann nicht übersehen werden, daß der Terminus „Struktur“ bei Schlegel (wie auch in anderen sprachtheoretischen Werken des 19. Jahrhunderts) weitgehend metaphorisch und synonym dem mehr oder weniger gleichbedeutenden Ausdruck „Sprachbau“ verwendet wird; ein Verständnis von Struktur als einer nicht-leeren Menge von Relationen und/oder Operationen entwickelt sich erst im 20. Jahrhundert.

Das vierte und mit 69 Seiten umfänglichste Kapitel „Vergleichende Verfahren: Etymologie in der romantischen Mythographie“ widmet sich einem in mehrfacher Hinsicht problematischen Feld: der Mythenforschung und ihren sprachhistoriographischen Implikationen. Hier hat es der Autor zum einen mit einer fast unüberschaubaren Materialmenge, zum anderen mit einer nicht selten überrordnenden Kombinatorik zu tun. Nicht zu unterschätzen sind außerdem Forschungsansätze, die in ihren Zugriffen und Thematisierungsweisen kontinuierliche Entwicklungen zugunsten diskontinuierlicher ‚Umbrüche‘ und ‚moderner‘ Momente ausblenden und damit den Blick auf die Zusammenhänge zwischen dem 18. Jahrhundert und einer als ‚aktuell‘ reklamierten Romantik verstellen. Die so erwachsenden Schwierigkeiten bewältigt Willer durch explizite Beschränkungen: Die „rhetorische Aufmerksamkeit, die diesem Aufschreibesystem entgegengebracht werden soll“, richte sich auf „exemplarisch ausgewählte Einzelpassagen“ und produziere „Lektüren“, die bewußt „schweifend und cursorisch“ seien (S. 105). Zugleich gilt eine besondere Aufmerksamkeit Johann Arnold Kanne als der „Hauptfigur der romantischen Mythographie“. Willer nimmt den Beziehungswahn Kannes ernst: Weil bisherige Rekonstruktionen auf eine genauere Beobachtung der eigentlichen etymologischen Praxis verzichteten, soll sein Versuch einer „erneuten Lesbarmachung romantischer Mythographie durch die Unlesbarkeit ihrer Textur führen und sich also immer unter der Maßgabe des Schwerverständlichen, semiotisch Überdeterminierten vollziehen“ (S. 107). Als „Leitthese“ für den ersten Abschnitt dieses Kapitels (und zentral

⁴ Friedrich Schlegel, *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. von Ernst Behler. Erste Abteilung. Kritische Neuausgabe. Bd. 8: *Studien zur Philologie und Theologie*. Eingeleitet und hg. von Ernst Behler und Ursula Struc-Oppenberg. München u. a. 1975, S. 105–433, hier S. 149.

⁵ Ebd., S. 137.

für die weiteren Ausführungen zu Kannes etymologischen Spekulationen) formuliert Willer die Behauptung, die „materiale, buchstäbliche Versprachlichung des Mythos in den etymologischen Verfahren der romantischen Mythographen“ sei „eine der Explikationen Neuer Mythologie um 1800“ (S. 107). Diese „Neue Mythologie“ bedeute aber keinen Bruch und Neuanfang, sondern stelle vielmehr das Resultat einer seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beobachtbaren „Neukonzeptualisierung“ von Mythologie in ästhetischer und rhetorischer Hinsicht dar, die auf der Einsicht in die „unhintergehbare Sprachlichkeit des Mythos und die zunehmende Inszenierung dieser Sprachlichkeit“ beruhe (ebd.). Für diese Kontinuitätsthese kann Willer eine Fülle von Belegen anführen, die von Herders Frühschrift *Vom neuern Gebrauch der Mythologie* aus dem Jahre 1767 über den Einfluß Christian Gottlob Heynes bis zum sogenannten Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus reichen. Damit wird schließlich auch das „Programm“ beziehungsweise das „Verfahren“ identifizierbar, das Willer für die „Mythographen“ des frühen 19. Jahrhunderts herauspräpariert: Im Spannungsfeld zwischen „sermo mythicus“ (Heyne) und Friedrich Schlegels *Rede über die Mythologie* verfolgten sie weiterhin das „Programm einer Versprachlichung des Mythos“ und praktizierten damit ein „Verfahren, das die Stofflichkeit des Mythos in Namen und Motiven wieder prominent in die Debatte einführt, die Mythologeme aber immer nur im Maß ihrer buchstäblich-nominellen Sprachlichkeit wahrnimmt und bearbeitet“ (S. 116). Von dieser Einsicht ausgehend werden Kannes „flächig-vernetzende“ Kombinationen unter zweifacher Optik observiert: Zum einen unter Berücksichtigung ihrer „Topik“, in deren Rahmen Etymologie die aufgewiesenen Ähnlichkeiten in einem zeitlich ungebundenen Überlieferungsraum lokalisiert; zum anderen unter Berücksichtigung ihrer „Tropik“, die Ähnlichkeiten als immer schon zeitlich bewegte, prozessual hergestellte und verwandelbare aufzeige.

Hinterfragt das vierte Kapitel die Verfahren der „romantischen Mythographen“, so stellt das fünfte Kapitel „Wurzeln des Deutschen: Etymologie bei Friedrich Rückert und Johann Kaindl“ die Gegenpositionen vor. Während Mythenforscher wie Kanne in ihren Streif- und Beutezügen durch die Mannigfaltigkeit empirischer Sprachen dem Imperativ der permanenten Übersetzung folgten und durch übersteigerte Empirie die Ermittlung eines singulären Ursprungs verhinderten, so gelangte Rückert zur Setzung einer definiten Wurzel, die Zentrum und Ursprung der Sprache ausmachen sollte. „Wenn wir aber diese Wurzel in unserer Sprache suchen wollen, werden wir *Eh* finden“, hatte Rückert im § 12 seiner 1811 in Jena verteidigten *Dissertatio philologico-philosophica de idea philologiae* behauptet und eine Fülle von semantischen Referenzialisierungen nachgeliefert. Diesem Gestus einer „emergenten Hervorbringung“ (S. 173) will Willer nachgehen und rekonstruiert dazu mit beeindruckender Genauigkeit die sprachtheoretischen und methodologischen Prämissen der *Dissertatio*, um in einem nächsten Schritt anhand von Rückerts Übersetzungstheorie den Stellenwert des Deutschen in der Deduktion einer Idealsprache zu erörtern. Nachvollziehbar und plausibel arbeitet der Autor die grundlegende Überzeugung von der „Universalität“ der deutschen Sprache heraus, die nach Rückert gerade aufgrund ihrer instabilen und synkretistischen Verfassung zur Zusammenfassung und idealsprachlichen Ausformung aller anderen „begrenzten“ Sprachen berufen wäre. Mit dem Hinweis auf die von Rückert der deutschen Sprache zugesprochene „besondere Inklusionsfähigkeit“ kann er nicht nur Eva Horns Diktum von einer „deutsch-national inspirierten Konstruktion“⁶ korrigieren, sondern zugleich die Konsistenz der Übersetzungstheorie bestätigen (S. 184). Auch die anschließenden Beobachtungen zu Rückerts etymologischen Verfahren stellen explizit die von Eva Horn nahegelegte Lesart in Zweifel, wonach die durchgängige Semantisierung durch vollständige Motivation aller Wörter tatsächlich der „fetischistische“ Fluchtpunkt von Rückerts Philologie sei.⁷ Rückerts „philologische Melancholie“, so Willer dagegen, artikuliere sich eher als „unabschließbares Begehren, das auf die Verbiegung aller Bedeutungen zielt: Wo Bedeutung war, soll Haki Kraki werden“ (S. 199).

Der nachfolgende Exkurs „Etymologie in der romantischen Literatur“ setzt sich zum Ziel, die „wissenspoetologische Durchkreuzung der Disziplinen und Textsorten“ (S. X) darzustellen und die Etymologie als entscheidenden Faktor einer Poetik des literarischen Textes auszuweisen. Dem Autor geht es nach mehrfachem Bekunden nicht um den Nachweis von Einflüssen und um Textin-

⁶ Eva Horn, *Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit*. (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, N.F. A 11) München 1998, S. 213f., Anm. 28.

⁷ Ebd., S. 212–215 („Der Philologe als Fetischist“).

interpretationen, sondern um „Hinweise“ – einmal um den „Hinweis darauf, daß sich literarische Texte zur gleichen Zeit mit den gleichen Fragestellungen beschäftigen, die auch in der Philologie und Mythographie verhandelt werden“ (S. 212); zum anderen um den „entschiedene[n] Hinweis auf den Stellenwert der Etymologie in der literarischen Romantik, der es rechtfertigt, für diese Epoche von einer literaturwissenschaftlich durchgreifenden Relevanz etymologischen Wissens zu sprechen“ (S. 213). Diesen hohen Ansprüchen wird der Exkurs nur partiell gerecht. Er versammelt zwar genaue Beobachtungen an ausgewählten lyrischen Texten von Tieck, Clemens Brentano und Friedrich Rückert sowie Überlegungen zur Etymologie literarischer Namen in Erzähltexten Brentanos, E. T. A. Hoffmanns, Goethes und Heinrich von Kleists. Der angekündigte Hinweis auf die „gleichen Fragestellungen“ von Literatur, Philologie und Mythenforschung aber bleibt ebenso aus wie der Nachweis einer „literaturwissenschaftlich durchgreifenden Relevanz etymologischen Wissens“.

Auf den Exkurs folgt das letzte Kapitel „Schneefall der Wörter: Etymologie bei Jacob Grimm“. Hier geht es um das „Ende“ der romantischen Etymologie, das jedoch nicht als Überwindung spekulativen Sprachdenkens hin zu reiner Empirie beschrieben werden soll, sondern als „Weiterwirken jenes Spekulativen noch unter den Maßgaben disziplinärer Nationalphilologie und historischer Lautlehre“ (S. X). Das Werk des älteren Grimm durchmusternd, bestätigt Willer zunächst den Befund eines Bruchs mit der Etymologie seit der ab 1819 erscheinenden *Deutschen Grammatik* und gibt damit einer Wissenschaftsgeschichtsschreibung recht, die zwischen der „wilden Philologie“ (Ulrich Wyss) der Frühzeit und den späteren Schriften mit ihrer historisch-vergleichenden Methodik eine Zäsur setzte. Trotz der (vor allem durch A. W. Schlegels Kritik ausgelöst) Wende habe Jacob Grimm die Etymologie nicht gänzlich aufgegeben, sondern sich um ihre Eingliederung in das Projekt einer methodisch geregelten Sprachforschung bemüht (S. 239). Diese weitreichende These kann Willer vor allem anhand des *Deutschen Wörterbuchs* und der Akademierede *Über etymologie und sprachvergleichung* von 1854 belegen. Das Ende der materialreichen Untersuchung bildet ein dreiseitiges Schlußkapitel „Wissenspoetik und Wörtlichkeit“ mit einem knappen Plädoyer für eine „produktive Begriffs-Stutzigkeit“: Gegen die „glatte Verrechnung von Begriffen“ in der Begriffsgeschichte und eine nur auf den „Abgleich von Konzepten“ orientierte Wissensgeschichte eröffne die „Arbeit an der Wörtlichkeit der Begriffe“ neue Perspektiven zur Beschreibung ihrer „Umperspektivierung, De- und Rekomposition, De- und Rekontextualisierung“ (S. 277).

So schließt die Arbeit ohne Zusammenfassung und hinterläßt einen geteilten Eindruck. Einerseits imponiert die Fülle von Belegen und genauen Beobachtungen, welche die vielfältigen etymologischen Bemühungen im Zeitalter der Romantik umfassend vorstellen und beschreiben. Andererseits bleiben zahlreiche Fragen offen, die von der Explikation des zugrundegelegten Epochenbegriffs „Romantik“ über die Spezifizierung des Gegenstandsbereiches „romantische Etymologie“ bis zu den Prinzipien der Deutung und Erklärung reichen. Was etwa unter „Romantik“ zu verstehen ist, definiert Willer ebensowenig wie den Begriff der „romantischen Etymologie“ – und kann deshalb die Fragmente Friedrich von Hardenbergs und Friedrich Schlegels, Johann Christoph Adelungs *Mithridates* von 1806, Kannes Spekulationen und Friedrich Rückerts *Dissertatio* wie auch das zwischen 1815 und 1826 erschienene Werk *Die teutsche Sprache aus ihren Wurzeln* des Benediktinermönchs Johann Evangelist Kaindl als ein „diskursgeschichtliches Kontinuum“ (S. 172) behandeln. Und so anerkennenswert die Intervention gegen die Postulate von Bruch und Diskontinuität um 1800 auch ist: Um kontinuierliche Entwicklungen epistemischer Situationen beschreiben und erklären zu können, wären Schrittfolgen notwendig, die von der spezifizierten Auszeichnung einer Ausgangssituation bei der Erzeugung von Wissensansprüchen, einer ebenso spezifizierten Auszeichnung von Zwischengliedern bis zu einem Vergleich analoger Parameter von Anfangs- und Endpunkt einer epistemischen Konstellation reichen. Unbenommen aber liegt mit dieser Dissertation ein Anfang vor, der sich sehen lassen kann und zu weiteren Anstrengungen herausfordert. Und das ist gut so.

Humboldt-Universität Berlin
Institut für deutsche Literatur

Ralf Klausnitzer

Unter den Linden 6
D-10099 Berlin

ralf.klausnitzer@rz.hu-berlin.de